

Abonnementpreise
Mit der wöchentlich erscheinenden
Mittwochsausgabe...
Redaktion
Zwingerstraße 22, 1. St.
Telefon: Amt 1, Nr. 1700.

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
Werden die 6 gelassenen Zeilen
über einen Raum mit 20 Wt. be-
rechnet...
Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Telefon: Amt 1, Nr. 1700.

Nr. 252. Dresden, Donnerstag den 30. Oktober 1902. 13. Jahrg.

Die deutsche Militärgesetzgebung und die allgemeine Wehrpflicht.

Dass die deutsche Armee sich mittels der allgemeinen Wehrpflicht rekrutiert, ist bekannt, aber sehr vielen Lesern dürfte noch nicht zum Bewusstsein gekommen sein, dass die deutsche Militärgesetzgebung zur allgemeinen Wehrpflicht in mancherlei Hinsicht ungenügend ist.

In erster Linie wird vom deutschen Soldaten gefordert, dass er ein energischer Monarchist sei. Wir fragen, mit welchem Recht dies gefordert wird? Bei der Aushebung, also in den Augenblicken, wo von den Lippen des Militärarztes das gefürchtete Wort „Lauglich“ fällt und der vorstehende General den Mann einem Truppenteil zuweist, trägt kein Mensch, ob der künftige Soldat wirklich in der Monarchie die beste Staatsform erblickt. Nun ist aber heutzutage doch sehr leicht möglich, dass ein Mann auf Grund geschichtlicher Lektüre oder infolge eigenen Nachdenkens oder infolge von Beobachtungen, die man gerade jetzt machen kann, zur Ueberzeugung gelangt, dass die republikanische Verfassung besser ist als die monarchische. Ja, derjenige, der eine Vorliebe für Republiken empfindet, kann sich sogar auf den Jaren und auch auf Wilhelm II. berufen, von denen jener ein Bündnis mit Frankreich abgeschlossen hat und dieser sich um die Freundschaft der Vereinigten Staaten bemüht.

von uns vorhin Gesagte recht zu überlegen. Sind sie aufrecht — wir fürchten freilich, dass sie hier den Mut der Konsequenz nicht haben —, so müssen auch sie einsehen, dass der Wehrdienst der katholischen Kirche gegen jenen in der deutschen Armee beileben kaum los ist, denn aus der katholischen Kirche kann jedermann jeden Augenblick austreten, auch hat die Kirche keinerlei Strafvermögen. Der Soldat aber darf der Kirche nicht so einfach den Rücken drehen, auch verfügen diejenigen, die ihm keine politischen Gedanken und Gefühle vorzuschreiben, über eine fürchterliche Strafvermögen.

Doch wenden wir uns wieder unserem ursprünglichen Thema zu. Auch das deutsche Militärstrafgesetzbuch stimmt in manchen Paragraphen gar nicht zur allgemeinen Wehrpflicht. So legt es z. B. für Blaud aus dem Befehl die Todesstrafe und für Zurückbleiben aus dem Gefecht, sofern das Zurückbleiben aus Feigheit geschieht, Zuchthaus bis zu 5 Jahren fest. Wir müssen hier wieder darauf hinweisen, auf welche Weise bei der allgemeinen Wehrpflicht der Mann zum Militär kommt. Niemand frägt ihn, ob er Lust und Liebe zum Militär hat, ob er sich auch den Mut und die Willenskraft zutraut, die ein Einemarschieren in Gewehr- und Geschützfeuer erfordert, kein Mensch kümmert sich darum, ob er gute oder schlechte Nerven besitzt, sondern er wird, wenn er seine organischen Fehler hat und auch körperlich nicht gar zu schwächlich ist, einfach eingereiht, d. h. er soll von jetzt an dem Tode mutig ins Auge blicken können. Und warum? Weil er dem so und so vielen Regimenten angehört und nicht mehr den schlichten Zivilisten, sondern eine mit gar vielen großen Messingknöpfen und auffallenden Farben „geschmückte“ Uniform trägt. Die Bestimmung, dass man Leute, denen das Herz im Kriege in die Hose fällt, todsicher darf und auf Jahre ins Zuchthaus schieben kann, paßt also auch nicht zur allgemeinen Wehrpflicht.

reich ist hier die Gegenüberstellung der §§ 121 und 137 des Wehrstrafgesetzbuchs:

§ 121 lautet:
Wer einen Untergebenen...
§ 137 lautet:
Wer vorzüglich und reichlich...
Die absichtliche Beschädigung eines Seitengewehrs oder Tornisters...
Es gäbe noch Mancherlei in der Militärgesetzgebung, das mit der allgemeinen Wehrpflicht absolut unvereinbar ist, z. B. den sogenannten Dunkelarrest, aber die Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum verbietet uns, mit noch mehr Beispielen aufzuwarten. Die fraglichen Widersprüche zwischen der allgemeinen Wehrpflicht und der Militärgesetzgebung haben wir jedoch vorgeführt.

Politische Uebersicht.

Ausbekehrung und Gegenmittel.

Am Erwartung der bevorstehenden zahlreichen Abstimmungen war am Mittwoch der Reichstag gut besetzt, wenn auch die hohe Präsenzliste, die der Reichstag bei der Abstimmung über die Roggen- und Weizenzölle aufwies, nicht erreicht wurde. Zu Anfang stellte Dr. Müller-Sagan von der freiwirtschaftlichen Volkspartei einen Antrag richtig, sein Fraktionsgenosse, der Landwirt Ritter-Merzbach, hat nicht, wie behauptet worden ist, für den vom Zentrum abgeordneten Seim beantragten Minimalzoll für Gerste gestimmt.

Dann wurde die Behandlung über die Rindvieh- zölle fortgesetzt. Die ausgiebige auch das Thema in den vorigen Tagen behandelt worden ist, so fand doch der freiwirtschaftliche Dr. Müller-Weimingen noch genügend Material, um daraus die klarer definierten Ziele zu gewinnen, die er gegen Regierung und Wehrheit abwarf. Als Dr. Müller geendet hatte, konnte sich die Majorität ihre Unzufriedenheit nicht länger verhehlen: durch den Mund der Abg. Reichel (Lus.) und v. Grand-Ru (Zentrum) ließ sie einen Schlussantrag einbringen. Derselbe hatte die Absicht, indem sie durch untern Genossen Singer einen Antrag auf namentliche Abstimmung stellte, Rechte und Zentrum mußten in den lauten Tönen des Beifalles, ein paar Oppositionsmänner mündlos zu machen, wenigstens mit dem Ruhren einer recht unterhaltbaren Verlesung des Mitgliedervereins des Reichstags lägen. Natürlich wurde der Schlussantrag angenommen; mit 180 gegen 85 Stimmen bei 3 Stimmenthaltungen. Gleich darauf gab es einen sehr pikanten Zwischenfall: als einer von denen, die der Schlussantrag am Reden verhindert hatte, stellte sich ein getreuer Sohn der katholischen Kirche und in der Volks- schäfer Ultramontaner, Sittart, Abgeordneter des industriellen Kreises, vor. Die Tagesorden der Arbeiter- bevölkerung — und nicht dieser allein — seines Wahntums über die rigorose Grenzsperrre und beinahe noch mehr über die

Es lebe die Kunst!

Roman von Clara Viebig.
(25. Fortsetzung.)

Elisabeth stand noch immer am Fenster, die schlanken Hände auf Fensterbrett gestützt, die bunte Stirn an die Scheibe gedrückt. Sie mochte sich nicht umdrehen, nicht die einlame Fronenstellung dort mit dem Kind auf dem Schoß sehen. Aber wohin sie blickte — immer das gleiche Bild. Draußen vorm Fenster im Dunkel der Regenacht leuchtete auch eine einlame Gestalt auf — sie trug ihre eigenen Haare. — Das war auch eine, nicht gefassten, um das Glück allein zu tragen! Inzwischen, mit dem Erfolg allein zu sein!

Sie zitterte bis ins innerste Herz und preschte die thränen- suchten Augen zu.

Marie Ritters Stimme stürzte sie auf: „Erdmann war die letzten Tage nicht wohl, es wird ihm doch nichts Gutes kommen!“

„Ich werde hingehen!“ sagte Elisabeth rasch. Es klang wie eine Erlösung, hier fort zu kommen. Schon stand sie an der Thür. „Ich weiß, wo Heider wohnt, nur ein paar Häuser die Straße hinunter. Ich will sehen, wo sie bleiben!“

Draußen windverwehte Regenwolken. Hierhin fiel ein Tropfen, dorthin einer; wie einige Nadeln stachen sie ins Gesicht. Ein Windstich schaukelte über die öde Straße, peitschte über die Köpfe eng an den Leib und legte ihr die Haare wirr ins Gesicht. Elisabeth trug keinen Hut, sie hatte nur eilig den Mantel umgeworfen und kniffte ihn erst im Laufes zu. Jetzt schüttelte sie die kalten Tropfen am Nacken nieder, und doch umstand sie kein Fröbeln; ihr war heiß, heiß zum Erhitzen. Das war das Haus; im Seitenflügel, Hof drei Treppen, wohnten die Freunde. Oben glänzte ein Lichtlein; sie schienen noch da zu sein. Elisabeth erregte die enge Treppe.

Weberall hinter den vielen Türen rechts und links Kindergequäl. Man roch Zannenduft, frischen Stacheln und Zwiebelgeruch. Was hätte Liede rüden, die Herdränge klappern, Singen und Lachen. Da spielte einer auf der Bie-

harmonika irgend einen Tanz, da wurden einer Kindertrompete häßliche Töne entlockt; hier öffnete sich die Thür vorsichtig, eine junge Person mit gekrümmten Schauern, im feuerroten Unterrock spähte neugierig hinaus auf die Treppe.

Endlich war Elisabeth oben. Eine über der Klinkel angebrachte Blisterlampe leuchtete die rechte Thür; diese war nur angelehnt. Sie klopfte; da niemand „herein“ sagte, trat sie ein.

Zuerst eine kleine Stube; der Raum war unbenutzt, leer und kalt, durch einen Statuenvorhang der Herd verdeckt, eine bunte Herze flackerte am Boden.

Und hier — Elisabeth erlosch — die schlecht- schließende Thür des Nebenzimmers war aufgesprungen. Im Hintergrund stand ein Bett; sie erkannte Ebel, der sich darüber neigte und eine ängstliche, sich aufbaumende Gestalt nieder- zubalgen suchte.

„Halt Du Eis, Kobes?“ Ebel hob den Kopf, ein Strahl von Freude glitt über sein bekümmertes Gesicht, als er Elisabeth erkannte. „Sie?“ Er sagte weiter nichts; eine Welt von Errinnen, Freude, ja Entzücken lag in dem einen Wort.

Sie trat rasch näher — was ging hier vor?

„Der arme Erdmann!“ flüsterte er und heftete die Augen wieder fest auf den Liegenden. „Ach! Ach!“ Er drückte den Unruhigen leicht nieder und legte ihm die Hand auf die Stirn. „Er bekam vor einer Stunde — ich wollte die beiden gerade abholen — eine tiefe Chnammat. Heider lief zum Doktor. Erdmann ist sehr schwach, er ist nicht bei sich.“

Elisabeth hand entsetzt; sie blickte, der Kranke sprach. Wie aus weiter Ferne klang seine Stimme, ganz ohne Kraft, ganz wehlos. Er schlang mit den hageren Armen um sich. „Weg, geht weg! Ich fühle die Dornen — in meinem Kopf — oh! oh!“ Er kämpfte sich räudlich halb auf und hielt mit unge- ahnter Kraft Ebel mit einem Arm von sich ab.

Jetzt schien er ihn zu erkennen. „Ach, ach“ — er stemmte sich auf den Ellbogen, sein unruhig flackerndes Blick

terte durchs Zimmer — „sehen Sie so gut, da in der Schublade“ — er wies mühsam auf einen tannenen Schreißel an der Wand gegenüber — „liegt es — hierher, hierher!“ Neugierig war seine Stimme; er streckte die Hände aus wie ein verlangendes Kind.

„Was will er nur?“ Es arante Elisabeth. Dieses verfallene Leidensgesicht mit den überirdischen Augen war schrecklich!

Der flackernde Schein der Lampe warf die Schatten, unmetrisch verardheit, an die kalte Wand. Die ausgebreiteten kranken Hände des Kranken schienen riefenhaft, sie griffen immer hinauf, hinauf — immer riefenhaltiger, immer ver- langender — sie griffen ins Leere.

Ein ungeheures Mitleid erfüllte Elisabeths Seele, sie fühlte sich schwach, ohnmächtig zu helfen, und drängte sich dicht an Ebel.

„Wie gut er war!“ Er lachte ihr herbigend zu; er hatte seine Hand frei, aber ihr war, als umfasse seine warme Rechte die ihre. „Nehmsie sich nicht!“ sagte sein Blick. „Ich bin bei Dir!“

Auf dem Estrad sitzend küßte er den Kranken mit seinen Armen und hielt ihn an der Brust, wie eine Mutter ihr Kind; Elisabeth hatte nicht gesehnt, daß ein Mann so hart sein könne. Er stieß dem Verenden das Haar aus der Stirn und trocknete ihm den Schweiß ab und redete ihm gut zu, immer mit der gleichen, wohlthunenden Stimme.

Erdmann schloste: „Dir — hierher — — geht es mir doch! — Ach, die Dornen!“ Er trieb einen gellenden Schrei aus und warf sich rastlos hin und her.

„Wenn doch Moses mit dem Eis käme! — Ja, lieber Erdmann, ja gewiß, ich gebe es Ihnen gleich!“ Er legte dem Kranken seine Hand wieder auf die Stirn. „Er will kein Mannskleid!“ flüsterte er Elisabeth zu.

„Verlaßt — verlaßt — — sein Gurd wird mich zu Grab geleiten!“ Jetzt sprach Erdmann ganz zusammen- hängend, mehrwürdig laut und heiterlich, wie im Trümm: „Ich bin ich geblieben, sie haben mich nicht untergraben. Nur der Tod — auch der nicht — — die Wärmer zernagen mich — —

